I. Der Prometheus des Aeschylos.

... Ehe ich Ihnen die Zeugnisse der Reife als äussere Zeichen der glücklich vollendeten Gymnasiallaufbahn aushändige, drängt es mich, noch einmal Ihren Blick zurückzuwenden auf Eindrücke, die wir bei gemeinsamer Lektüre der ewig jungen Denkmäler griechischer Dichtung empfangen haben. Ich wähle dazu ein Drama, von dem ich durch mancherlei Anzeichen und Aeusserungen weiss, dass es besonders anregend gewirkt hat: den Prometheus des Aeschylos. Aus der Fülle von Problemen, die dieses Werk, wie wenige andere, uns vorlegt, wähle ich eines zum Gegenstand dieser Betrachtung.

Das Menschengeschlecht ist nach der Ansicht des Aeschylos und nach einem weit verbreiteten griechischen Volksglauben nicht von den Göttern geschaffen, sondern so alt wie sie und mit ihnen eines Stammes: „Es ist ein Stamm der Götter und Menschen" sagt auch Pindar, und jedem fällt hier auch das von Paulus angenommene und für seinen Zweck ausgedeutete Wort des viel späteren Aratos ein: „Wir sind göttlichen Geschlechts". Aber wie war nun anfänglich das Dasein dieser Menschen? Aeschylos schildert es uns in folgender Weise:

Vormals, ob auch sehend, sahn sie nichts,
Vernahmen nichts, auch hörend, sondern gleich des Traums
Gebilden wirrten für und für sie jegliches
Blind durcheinander: kannten keine sonnigen,
Aus Stein gebauten Häuser, nicht des Zimmerns Kunst:
Nein, unterirdisch wohnten gleich den winzigen
Ameisen sie in sonnenloser Höhlen Raum.
Nicht zu erkennen wussten sie des Winters Nahn,
Den blumigen Lenz, den erntereichen Sommer nicht
An sichern Zeichen, sondern schier gedankenlos
War all ihr Thun.

Auf der untersten Stufe des Naturzustandes also befand sich das Menschengeschlecht. Nichts von allem, was das Leben zu einem nach unseren Begriffen menschenwürdigen macht, stand ihnen zu Gebote; ärmliche Höhlenbewohner sind sie und entfernen sich nicht weit vom Tier. Und dementsprechend ist auch ihre Geisteskraft entwickelt. Dumpf brüten sie dahin, kaum den Wechsel der Tages- und Jahreszeiten um sich beachtend, und es kommt ihnen nicht in den Sinn, den Kampf aufzunehmen mit den Kräften der Natur und mit der Tierwelt, um in diesem Kampfe ums Dasein zu erstarken und als Sieger daraus hervorzugehen: es liegt wie ein Bann auf ihnen, über den das erlösende Wort noch nicht gesprochen ist; — aber eben weil sie wie im Traume dahin wandeln und nichts Höheres kennen, sind sie auch nicht unglücklich, so wenig wie das Tier es ist. — Doch in diesen Tiermenschen schlummert ein Funke des Lichts, der geweckt werden kann, und dann ist die Möglichkeit einer höheren Entwickelung gegeben. Das erkennt Prometheus, der

unter den Titanen, der allein es begriffen hat, dass das Reich des Lichtes und der gesetzmässigen Ordnung, dass das Reich des Zeus siegen muss über das Reich der Finsternis und der Verwirrung, und dass es nichts nützt, sich dagegen mit ungezügelter Kraft aufzulehnen. In der Gestalt des Prometheus finden wir das Menschenbild wieder — nur in das Riesige vergrössert: aber es ist das Bild des Menschen, der im vollen Bewusstsein seiner geistigen Kraft sich von jeder höheren, ausser ihm stehenden Leitung lossagen und sich ganz auf sich selbst stellen möchte: dem sein Wille oberstes Gesetz, dem sein Geist die Gottheit ist. Dies Prometheusgeschlecht ist auch heute noch nicht ausgestorben. Auch heute noch zählen nach Tausenden die, denen der menschliche Geist, ihr eigener Geist die höchste Instanz ist; es liesse sich manches darüber sagen.

Doch Prometheus ist nicht so gestellt, sich ohne weiteres von Zeus lossagen zu können, der ihn mit seiner Macht bedroht: er muss sich ein Reich schaffen, in dem er ohne Zuthun des Zeus und diesem zum Trotz schaltet und waltet; und dieses Kriegsvolk, mit dem er das Gebiet des Zeus einschränken und sich von seinem Willen unabhängig machen will, das soll ihm das Menschengeschlecht liefern — das Menschengeschlecht, für das Zeus noch nichts gethan hat, das er scheinbar unbeachtet in seinem Naturzustand dahin leben lässt. Prometheus will sie zu sich emporheben, ihnen das Feuer bringen, sie ihre Kräfte des Geistes und Körpers gebrauchen lehren, sie dahin bringen, dass sie ihr Dasein wahrhaft menschenwürdig gestalten; aber dafür sollen sie dann ihn, Prometheus, als ihren Oberherrn anerkennen, und nicht Zeus: mit anderen Worten, er will ihnen die Vorteile einer höheren Kultur verschaffen, zugleich aber auch in ihnen die Titanengesinnung wachrufen, eben jene Gesinnung, die kein höheres Gesetz, keine Gottheit über sich anerkennt. Er entwendet gegen das ausdrückliche Gebot des Zeus das Feuer und bringt es den Menschen und entschuldigt diese That des Ungehorsams und des Betrugs damit, dass Zeus das Menschengeschlecht habe vernichten und ein anderes an seine Stelle setzen wollen, und dass es nur so zu erhalten gewesen sei!

Nun fragen wir: Ist es auch des Aeschylos und mit ihm vieler denkenden Griechen Meinung gewesen, dass es einen Zeitpunkt gegeben habe, in dem Zeus die Menschen vertilgen wollte? Forscher haben dies wirklich angenommen und es so zurechtzulegen versucht: Zeus habe nach der Meinung jener Alten die Menschen vertilgen wollen, so wie er sie vorfand, im Zustand roher Unmündigkeit, bevor sie noch zum geistigen Bewusstsein erwacht waren, weil er voraussah, dass sie doch immer ein schwaches und sündhaftes Geschlecht bleiben würden, leicht geneigt sich von seiner Bestimmung zu verirren und in Unfrieden mit sich selbst und mit den Göttern zu geraten, und habe dafür ein besseres, edleres Geschlecht zu schaffen gedacht, dessen Anlage von Anfang an den Frieden mit sich selbst und mit der Gottheit bedingen sollte.

Diese Ansicht hat mich nie überzeugen können. Der Dichter Aeschylos selbst war eine tief religiöse Natur: er konnte unmöglich eine Zeusidee in sich herausbilden, die solche Gedanken aufkommen liess. Eine Gottheit, die einst vorgehabt hatte das Menschengeschlecht zu vernichten, konnte unmöglich Anspruch darauf erheben, von eben diesen Menschen verehrt und geliebt zu werden: einen solchen Widerspruch wird man weder dem Aeschylos noch dem griechischen Volksglauben überhaupt zutrauen dürfen. War Zeus jemals hart und grausam genug gewesen, an den Untergang der ganzen Menschheit zu denken, so konnte er von dieser nur Hass und höchstens knechtische Furcht erwarten, und es war eine solche Lösung des ganzen Problems, wie sie Aeschylos in seiner Prometheus-

Trilogie gegeben hat, es war die Rückkehr des Prometheus selbst und der von ihm beschützten und geförderten Menschen zum Gehorsam gegen Zeus und seine Herrschaft nicht denkbar. —

Nein, Zeus will den Untergang der Menschen nicht: aber dass er auch nach des Aeschylos Meinung ihnen die Vorteile einer höheren Gesittung lange Zeit vorenthalten hat, ja vielleicht für immer hat vorenthalten wollen, steht ausser allem Zweifel.

Wie lässt sich das vereinigen mit einer einigermassen geläuterten Gottesidee, mit dem Glauben an Zeus als den Vater der Götter und Menschen, als welcher er doch schon im Homer und überall im griechischen Volksglauben und nicht zum mindesten auch in den Dramen des Aeschylos erscheint? Wir finden die Lösung des scheinbaren Rätsels vielleicht am besten, wenn wir die Ideen eines Mannes zu Hülfe nehmen, der mehr als zweitausend Jahre nach Aeschylos gelebt hat: ich meine Jean-Jacques Rousseau.

Zwar ist der Grundgedanke bei Rousseau nicht eben neu: aber es hat ihn wohl keiner so weit ausgeführt und solche Folgerungen daraus gezogen wie er.

Nach Rousseau ist alles, was wir Kultur nennen, eine Abkehr von der Natur, alles artet aus unter den Händen der Menschen, und es gibt keine andere Rettung aus der Verdorbenheit, welche die angebliche Verfeinerung der Sitten über die Menschen gebracht hat, als aus der Unnatur heraus sich zu flüchten und zu der ursprünglichen Einfalt der Sitten, des äusseren Lebens und der Erziehung zurückzukehren. Mit leidenschaftlicher Konsequenz stellt er diese Forderung auf und verlangt ihre Durchführung, und dass die Strafrede, die er hält, nicht ganz aus der Luft gegriffen ist, das beweist der gewaltige Eindruck, den seine Schriften und besonders sein Emile damals hervorgebracht hat und zum Teil noch immer hervorbringt. Es liegt eben der Gedanke zu Grunde, dass verfeinerter Lebensgenuss keineswegs notwendig mit innerem Frieden und wahrem Glück verbunden ist; dass die Menschen vielmehr umgekehrt durch die Fortschritte, die sie auf allen erdenklichen Gebieten des Erkennens und Schaffens machen, nur zu oft von dem rechten Verhältnis zur Gottheit abgelenkt und auf falsche Bahnen gedrängt werden, die sie nicht selten zu wirklicher Sittenverderbnis hinführen und ihrem Geschlecht den Untergang bereiten können. Ich muss es mir versagen, die Wanderungen und Wandelungen dieser Anschauung, die u. a. auch Schiller aufgenommen und mannigfach ausgestaltet hat, rückwärts durch die Jahrhunderte zu verfolgen. Soviel scheint mir sicher, dass eben dieser Gedanke nach des Aeschylos Meinung den Zeus bewegt dem Menschen das Feuer vorzuenthalten und mit ihm alle Möglichkeit, das Leben durch Kunstfertigkeit und Erfindung angenehmer zu gestalten. Er will sie zurückhalten in ihrem Urzustand, weil dieser weniger Gefahren in sich birgt; er will sie vielleicht einmal aus ihrem Traumleben herausführen, aber es soll ein allmählicher Uebergang, kein jäher Bruch werden, und dieser Uebergang soll nicht das Verhältnis des Menschentums zur Gottheit trüben und verändern, sondern es nach und nach zu einem reineren und freieren machen: da durchkreuzt Prometheus seine Pläne, bringt den Menschen das gefährliche Geschenk des Feuers, lehrt sie mit einem Male alle Künste, nimmt ihnen auch die bange Voraussicht des Todes und flösst ihnen dafür blinde Hoffnungen ein: aber er lehrt sie nicht sich der göttlichen Ordnung willig unterwerfen, er gibt ihnen nicht die tröstliche Zuversicht des Lebens auch nach dem Tode — er schreckt sie auf aus ihrer Unthätigkeit, aber er gibt ihnen den Frieden der Seele nicht. Darum trifft ihn die Strafe des Zeus, und eine Versöhnung und Erlösung tritt erst dann ein, als auch der Titane Prometheus den allgewaltigen Willen der Gottheit über sich anerkennt.

Ich habe es bisher absichtlich vermieden, auf Christi Wort hinzuweisen. Man erkennt leicht, dass auch das Christentum diese Seite berührt. Wenn wir hingeführt werden zu den Lilien auf dem Felde, wenn die Nichtigkeit aller irdischen Herrlichkeit immer und immer wieder uns vor Augen gestellt wird: so steht dabei die mit allem Reichtume einer verfeinerten Kultur ausgestattete griechisch-römische Welt im Hintergrunde, eine Welt, die zugleich durch Sittenverderbnis vielfach krank war und der Erneuerung bedurfte. Ist damit nun gesagt, dass auch das Christentum den Bruch mit allem, was wir Kultur nennen, verlangt? Die Antwort liegt in den Worten: „Alles ist Euer, Ihr aber seid Christi.“ Die Abkehr von allem, was menschlicher Erfindungsgeist ersonnen, was Wissenschaft und Kunst geschaffen haben, wird nicht gefordert. Gefordert aber wird, dass alles Erhabene, Schöne und Verlockende, das diese Welt bietet, unser in Christo begründetes Verhältnis zu Gott nicht trübe: und mit dem Wunsche, dass dies auch bei Ihnen in Ihrem künftigen Leben der Fall sein möge, dass Sie über dem Streben nach äusserer Stellung, nach Ehre, Ansehen und Gewinn dieses eine, welches das Hauptziel und der Kernpunkt unseres Lebens ist, nicht aus den Augen verlieren mögen, übergebe ich Ihnen diese Urkunden.

II. Die Medea des Euripides.

... Sie stehen im Begriff, diese Räume zu verlassen, um sich einmütig dem Studium der Medizin zuzuwenden. Bei der gewaltigen Ausdehnung der Einzelwissenschaften und besonders auch der von Ihnen erwählten, die wiederum mit den Naturwissenschaften im engeren Sinne innig verwachsen ist, kann es nicht ausbleiben, dass Sie später nur in Mussestunden sich mit der schönen Litteratur alter und neuer Zeit befassen werden. Man kann das beklagen, aber man wird dadurch an der Sache wenig ändern: es ist nun einmal so. Nur das eine hoffe ich bei der Vorbildung, die Ihnen zu teil geworden ist, voraussetzen zu können, dass Sie später über Ihrem Fache Sinn und Verständnis für die anderen Gebiete menschlichen Denkens, Forschens und Strebens nicht verlieren werden. Und besonders ist es das Schöne, ist es die Dichtung, deren kein Menschenleben, will es nicht kahl und öde werden, auf die Dauer entbehren kann. So sei es mir denn gestattet, beim Abschied noch einmal ein Werk griechischen Geistes zu betrachten, dessen Lektüre uns im vorigen Winter beschäftigte und das, wie ich bemerkt zu haben glaube, nicht ohne Eindruck an Ihnen vorüber gegangen ist: die Medea.

Fürchten Sie auch diesmal nicht, dass ich Sie mit langen und breiten Erörterungen über den mythologischen Stoff aufhalten werde, aus dem die Gestalt der Medea sich zusammensetzt. Die Medea, die uns Euripides vorführt, ist vor allen Dingen ein Weib, ein tief unglückliches Weib, das eben deshalb und nur deshalb unser Mitgefühl in Anspruch nimmt, und der Zusatz von Zauberei und übernatürlichem Wesen, den der Dichter aus der mythologischen Vorratskammer herübergenommen hat und seinen Landsleuten gegenüber nehmen musste, ist für die Anlage und Durchführung des Stückes fast ohne Bedeutung.

Es ist die alte und doch ewig neue Geschichte vom Untreuwerden und Verlassen. Ein Grieche kommt in ein fremdes Land und wird von einer Tochter jenes Landes aus schwieriger Lage gerettet; die Dankbarkeit auf der einen und eine unbezwingliche Leidenschaft auf der andern Seite führen einen Ehebund herbei, der, um geschlossen zu werden, erst ein Zerreissen aller Bande des Blutes von Seiten des Weibes nötig macht und sie hinwegführt aus ihrer Heimat in das ferne Land der Griechen. Dort ist sie vom ersten Augenblick an und bleibt sie die Fremde, die Barbarin, an die noch obendrein dunkle Gerüchte sich anheften von Unthaten, die sie gegen ihre nächsten Verwandten verübt haben soll, und von unheimlichen Zauberkünsten, mit denen sie Tod und Verderben um sich verbreiten könne.

Man erkennt deutlich, wie es dieser letzteren Zuthat gar nicht bedarf, um die Stellung der Medea inmitten der Griechenwelt zu erklären: der scharfe und nicht auszugleichende Gegensatz zwischen Griechen und Nichtgriechen reichte dazu vollkommen aus. Um uns diesen verständlich zu machen, erinnern wir uns an den noch heute bestehenden nicht minder schroffen Gegensatz zwischen Farbigen und Weissen, der auch durch keine körperlichen oder geistigen Vorzüge auf der Seite der als nicht ebenbürtig erkannten Frau beseitigt werden kann. Thatsächlich spielen sich in den Ländern, wo weisse und farbige Menschen nebeneinander wohnen, Medeatragödien in Menge ab, wie vor Jahrhunderten, so heute. —

Doch damit, dass Medea schon als Ausländerin verfehmt ist, begnügt sich die geschäftige Sage der Griechen nicht. Schwere Schuld hat sie in Jolkos auf sich geladen, wo sie zuerst mit ihrem Gemahl Jason nach der Rückkehr in das Land der Griechen Wohnung nahm. Die Töchter des Pelias hat sie zu ruchloser That an ihrem eigenen Vater verleitet. Seitdem ist sie nicht mehr ein Gegenstand der Abneigung, sondern des Hasses und der Furcht, soweit die griechische Zunge klingt. Es hilft ihr nichts, dass sie mit Jason nach Korinth zum König Kreon flüchtet. Dort wird Jason bereitwillig aufgenommen — aber Medea nicht, und jener sieht keine andere Rettung aus seiner peinvollen Lage, als dass er Medea verstösst und sich mit Glauke, der Tochter Kreons, vermählt.

Hier setzt die Handlung unseres Stückes ein. Es beginnt mit der Klage über die unheilvolle Verkettung der vorhergehenden Ereignisse:

O wäre Argo nicht durch düstrer Klippen Graus
In schnellem Lauf gefahren nach der Kolcher Land —
Dass auf der Waldhöh Pelions die Fichte nie
Gefallen wäre . . .

Der Prolog zeigt die Lage der Dinge. Medea, die verlassene und verstossene, ruft Menschen und Götter an zu Zeugen des Undanks und der Schmach, die sie von Jason zu erleiden hat. Ihre Lage ist so bemitleidenswert, dass selbst der Chor, wiewohl aus Griechinnen bestehend, ihr das Mitgefühl nicht versagen kann. Gerechter als die griechischen Männer, sehen sie in ihr weniger die Ausländerin, als die beleidigte und misshandelte Frau.

Das eigentliche Drama gliedert sich in zwei Teile; im ersten, der die Entwickelung des Racheplanes enthält, führen die Personen des Gegenspiels die Handlung; im zweiten Medea selbst, indem sie die Rache vollzieht. Zuerst führt uns der Dichter Medea vor, die in meisterhafter Rede ihren zerrissenen Seelenzustand schildert, das Los der Frauen und ganz besonders das ihrige beklagt, sich den Tod wünscht, aber zugleich auch den Gedanken sich zu rächen durchblicken lässt. Da erscheint Kreon und kündigt ihr ohne

alles Mitgefühl für ihre so schon beklagenswerte Lage an, dass sie samt ihren Kindern das Land verlassen müsse. Als Grund führt er einfach die Furcht vor ihrer Rache an; darum soll die Verbannung auch sofort eintreten.

Diese grausame Behandlung bringt in Medea den Gedanken der Rache zur Reife, und dieser wieder gibt ihr die Kraft zur Selbstbeherrschung und Verstellung. Mit dem Ausdruck demütiger Unterwürfigkeit fleht sie um einen Tag Aufschub — und dieser eine Tag wird ihr gewährt; er genügt für die Ausübung der Rache. Hiermit wird sie aus der Besiegten zur Siegerin; an dieser Stelle tritt offenbar das ein, was die Griechen Metabasis, Wendung, nennen. Im Vergleich zu anderen Tragödien ist dies hier ungewöhnlich früh der Fall, und darin liegt auch der Grund dafür, dass die Handlung von da an in ein etwas langsameres Tempo kommt.

Jason erscheint jetzt und entflammt durch sein schamloses Benehmen die Leidenschaft der Medea aufs äusserste. Indem er durch allerhand Redekünste seine Treulosigkeit zu rechtfertigen sucht, tritt diese nur um so schärfer hervor und erweckt um so mehr das Mitleid mit der so schmählich Behandelten, die jetzt um so sicherer auf ihr Ziel losgehen kann, als der inzwischen auftretende König Aegeus ihr Zuflucht in seiner Stadt Athen zu gewähren schwört. Nun beschliesst sie auch ihre und Jasons Kinder zu töten, denn nur dadurch wird die Rache an letzterem, der sich dann aller Nachkommenschaft beraubt sieht, vollständig.

So beginnt denn der zweite Teil der Handlung. Medea schreitet zur Ausführung der Rache. Eingeleitet wird diese Vernichtung Kreons und der Glauke und mittelbar auch die der Kinder durch ein falsches Spiel gegen Jason. In einer wundervoll durchgeführten Scene zeigt sich Medea als Meisterin der Verstellungskunst: sie hat anscheinend allen Groll vergessen und bittet nur um das eine, dass den Kindern der Aufenthalt bei ihrem Vater gewährt und zugleich ihnen gestattet werde diese Bitte durch Geschenke zu unterstützen, die sie der Neuvermählten überreichen sollen. Auch dieses wird gewährt, und somit ist der Untergang Kreons und der Glauke besiegelt, denn eben jene Geschenke werden ihn herbeiführen.

Es folgt (nach der Bezeichnung Gustav Freitags) das Moment der letzten Spannung. In einem Monolog, der dem Schauspieler die Gelegenheit bot seine ganze Kunst zu zeigen, erscheint Medea einen Augenblick schwankend; die Mutterliebe scheint den Sieg über das Rachegefühl davontragen zu sollen. Doch es geschieht nicht; dieses gewinnt wieder die Oberhand, und mit der Sophistik, die der Leidenschaft eigen ist, sucht sie die Ermordung der Kinder sich selbst gegenüber dadurch zu rechtfertigen, dass sie sich einredet, die erzürnten Verwandten Kreons würden die Kinder doch umbringen, und es sei also eine Wohlthat für sie, wenn sie von der Mutter Hand fielen, damit sie nicht von Fremden misshandelt würden. Wenn A. W. v. Schlegel diesen Grund wenig stichhaltig nennt, da Medea doch die lebenden Kinder ebenso habe wegführen können, wie sie es später mit den toten thue: so zeigt er damit, dass er die Absicht des Euripides nicht verstanden hat. Nur die Leidenschaft legt ihr diese Worte in den Mund; in Wahrheit opfert sie der Rache ihr teuerstes, ja ihr einziges Gut; sie beweint den Verlust ihrer Kinder nicht minder als Jason und vernichtet sich dadurch selbst, aber sie verfährt so, weil sie nicht anders kann.

Nun eilt die Handlung rasch zu Ende. Kreon und Glauke finden ihren Tod. Medea ermordet auch ihre Kinder, und nachdem Jason das schreckliche Ende seiner zweiten Gemahlin mit angesehen, erblickt er seine Kinder als Leichen. Diese auch nur zu berühren oder zu be-

graben gestattet ihm Medea nicht, sondern entführt sie vor seinen Augen auf einem Drachenwagen durch die Lüfte. —

Den Grundgedanken, den Euripides hat darstellen wollen, lässt er Medea in den Worten aussprechen:

Die Leidenschaft ist stärker als Vernunft, sie führt
Die Menschen ins Verderben.

Er wollte ein Bild der Leidenschaft entwerfen, der selbst etwas so Gewaltiges wie die Mutterliebe unterliegt. Solcher Leidenschaft, solchen Rachegefühls fähig ist ein in seinen heiligsten Rechten gekränktes, zerschlagenes und in den Staub getretenes Weib. Diese Schilderung ist erschütternd und keineswegs übertrieben. Und wenn es dem Dichter dabei gelingt, jenes aus Mitleid und Grausen wundersam gemischte Gefühl in uns wachzurufen, so hat er das erreicht, worin der tiefste Kenner der antiken Tragödie und sagen wir der Tragödie überhaupt ihr Wesen gefunden hat, und man begreift, wie ebenderselbe Aristoteles als den tragischsten unter den Dramendichtern Euripides bezeichnen konnte.

Er wollte nicht zeigen, wie die gerechte Strafe den Frevler trifft; dergleichen moralisierende Absicht liegt der alten Tragödie fern und sollte jeder Tragödie fern liegen; erst die neuere Zeit und besonders Schiller hat dieses lehrhafte Element im Drama so stark betont. Auch das will er nicht darstellen, wie das Böse stets fortzeugend Böses gebären muss. Das wäre eher Aeschyleïsch. Nur das eine will er zur Anschauung bringen, wie durch die Gegensätze des Vaterlandes und des Volkstums auf der einen, und durch die sich über alles hinwegsetzende Geschlechtsliebe auf der anderen Seite unlösbare Konflikte entstehen, Konflikte, bei denen Liebe sich in glühenden Hass verwandelt, und wie dann die Gefühle des Hasses und der Rache, indem sie triumphieren, in Selbstvernichtung endigen.

Es kann nicht auffallen, dass ein so ausgiebiger und der mannigfaltigsten Abtönungen fähiger Stoff die Dramendichter alter und neuer Zeit angezogen hat. Von allen diesen Nach- und Umdichtungen ist wohl die bedeutendste die von Grillparzer. Dieser hat den Stoff uns vor allen Dingen dadurch näher zu bringen gesucht, dass er von dem düsteren mythologischen Beiwerk nur soviel übrig gelassen hat, um damit die Katastrophe herbeizuführen. Medea hat bei ihm keine Schuld am Tode ihres Bruders, und auch am Tode des Pelias ist sie unschuldig. Ob es dann nicht ratsam war, dieses Beiwerk, das auch im Euripideischen Stück sehr zurücktritt, ganz zu beseitigen? Doch der Dichter brauchte es, um die über Medea von den Amphiktyonen ausgesprochene Aechtung zu rechtfertigen. Dann hat er sich den Weg zu einer vielfach abweichenden Entwickelung dadurch gebahnt, dass er die Handlung des Stückes an einer früheren Stelle einsetzen und die Tochter des Königs Kreon in diese eingreifen lässt. Bei ihm ist Jason am Anfang des Dramas noch mit Medea vermählt, und erst im Verlaufe desselben sehen wir die Liebe des Jason erkalten und schwinden und an ihre Stelle eine Zuneigung zu der Königstochter treten, welche letztere sich in jeder Hinsicht als das Widerspiel der Medea darstellt. Ist jene eine Barbarin, die das Zitherspiel nicht lernen kann, so ist diese eine ächte Griechin, in der Kunst des Gesanges und des Saitenspiels wohl erfahren. Ist jene wild und leidenschaftlich und trotzig bis zur Unweiblichkeit, so ist diese ebenso milde und sanft und nachgiebig. Stösst jene durch ihre Schroffheit alles von sich, so gewinnt diese alle Herzen im Fluge; so entfremdet sie auch ohne es zu wollen das Herz des Jason seiner ohnehin schon unglücklichen Gemahlin, ja selbst die Herzen der Kinder. Da erfolgt die Aechtung der Medea durch die Amphiktyonen, in die ursprünglich auch Jason mit eingeschlossen werden

sollte. Dem widersetzt sich König Kreon, indem er Jason zu seinem Schwiegersohn macht und ihn seines Schutzes versichert: um so eher muss Medea weichen.

Auf diese Weise ist es dem Dichter gelungen, der Handlung grössere Mannigfaltigkeit zu geben, und manche der so möglich gewordenen Scenen sind sehr wirkungsvoll. Aber man muss bei näherer Betrachtung eingestehen, dass auf der andern Seite verloren geht, was auf der einen gewonnen wird.

Diese Glauke-Krëusa mit ihrer ächt weiblichen Sanftmut thut der Heroïne Medea Abbruch; unsere Teilnahme schwankt, wenigstens zeitweise, und weiss nicht, ob sie sich mehr der einen oder der anderen zuwenden soll. Und ferner, indem wir die Neigung zu der Jugendgespielin, die seiner Liebe so wert ist und schon als Griechin besser zu ihm passt, vor unseren Augen in Jason aufkeimen sehen, erscheint er in unseren Augen weniger schuldig, und damit das Rachegefühl der Medea weniger gerechtfertigt. Und dass vollends die eigenen Kinder vor dieser fliehen, kann wohl nur als ein Missgriff des Dichters angesehen werden. Das muss unsere Teilnahme für sie mehr als irgend etwas erkalten lassen, und es erscheint uns nun fast verzeihlich, dass auch Jason sie verlässt. Dass sie von der Schuld an dem Tode ihres Bruders und am Tode des Pelias rein gewaschen wird oder sich rein zu waschen sucht — kann daran nichts ändern, ja kommt uns selbst wenig glaubhaft vor. Drum flösst uns dieses Weib, als sie schliesslich zum Racheakt schreitet, wohl Furcht und Grausen genug ein, aber unser Mitgefühl für sie ist, wenn nicht zum grösseren, so doch zum Teil wenigstens auf die arme Krëusa übergegangen, die zum Dank für alle Freundlichkeit, die sie Medea erwiesen hat, von dieser dem grässlichsten Tode geweiht wird.

So braucht man oder wohl richtiger so kann man der deutschen Umdichtung nicht ohne weiteres vor dem griechischen Vorbild den Vorzug geben: und doch hatten die modernen Dichter den Vorteil, schon früher geebnete Bahnen zu wandeln. Uebrigens denke man über den Wert der Euripideischen Dichtung gegenüber den anderen wie man will, — und in Sachen des Geschmacks ist mancherlei Freiheit gestattet — dies eine wird man dem Griechen nicht abstreiten können, dass er mit dem sicheren Griff des wahren Dichters diesen für die Tragödie so trefflich geeigneten Stoff aus der reichen Fülle herausgefunden und in wirkungsvoller Weise behandelt hat. Vielleicht bleibt auch noch heute das Wort des alten Epigrammendichters wahr, der die Sänger davor warnt, die Pfade des Euripides zu wandeln, denn sie seien glatt und eben anzusehen, wenn man sie aber betrete, seien sie rauher als Fels.

Auch hier zeigt es sich wieder, dass es keine leichte Sache ist, es besser zu machen als es die Griechen gemacht haben, und dass diesen Werken gegenüber nur zweierlei möglich ist: entweder ihre hohe Bedeutung anzuerkennen, oder ihnen vorurteilsvoll den Rücken zuzukehren.

Ich bin am Ende. Zum Schluss nur noch die eine Bitte. Seien Sie eifrig in Ihrem Studium, das Sie von selbst vorzugsweise nach der Seite der Naturwissenschaften hinführt, und suchen Sie darin tüchtiges zu leisten. Aber vergessen Sie nie, dass Sie neben dem Körper des Menschen auch stets seinen Geist in Rechnung zu ziehen haben. Dabei erinnert man sich an die Worte, die Platon im Charmides einem thrakischen Arzte in den Mund legt und die etwa so lauten: Wie man die Augen nicht ohne das Haupt heilen dürfe und das Haupt nicht ohne den übrigen Körper, so auch nicht den Körper ohne die Seele. Und dies sei auch der Grund, weshalb den Aerzten bei den Griechen die Heilung der meisten Krankheiten misslinge: weil sie sich nicht um das Ganze, Geist und Körper zu-